

Christoph Engemann; Florian Sprenger; Till A. Heilmann
**Wege und Ziele. Die unstete Methodik der
Medienwissenschaft**

2019

<https://doi.org/10.25969/mediarep/3717>

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Engemann, Christoph; Sprenger, Florian; Heilmann, Till A.: Wege und Ziele. Die unstete Methodik der Medienwissenschaft. In: *Zeitschrift für Medienwissenschaft*. Heft 20: Was uns angeht, Jg. 11 (2019), Nr. 1, S. 151–161. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/3717>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitungen 4.0/ Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>

Terms of use:

This document is made available under a creative commons - Attribution - Non Commercial - No Derivatives 4.0/ License. For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>

WEGE UND ZIELE

Die unstete Methodik der Medienwissenschaft

von CHRISTOPH ENGEMANN, TILL A. HEILMANN und FLORIAN SPRENGER

Bei der Lektüre von Studienplänen, Modulhandbüchern oder Seminarankündigungen von Einführungsveranstaltungen der Medienwissenschaft gewinnt man den Eindruck, das Fach verfüge über eine stabile curriculare Grundlage. Die meisten Studiengänge enthalten ein Modul, das neben anderem Handwerkszeug «Methoden der Medienwissenschaft» vermitteln soll. Entweder besteht also Einigkeit darüber, dass es ein lehrbares Fundament medienwissenschaftlicher Methoden gibt und folglich eine definierte Menge genuiner Verfahren unserer Disziplin; oder die fortgesetzte Evaluation und Akkreditierung der Studiengänge erzwingen eine curriculare Identität und Konformität des Fachs, weshalb Methoden als integraler Teil des Studiums erwartet werden.¹

Anders stellt sich die Sache dar, wenn man sich mit Kolleg_innen unterhält oder Gesprächen auf dem Flur oder am Rande von Tagungen lauscht. Auch dann scheint man darin übereinzustimmen, dass sich die Frage nach Methoden stellt – doch über das Wann, Wie und Warum herrscht weitgehend Uneinigkeit. Konsens besteht allenfalls darüber, dass es aufgrund der verschiedenartigen Gegenstände und Interessen im Fach fraglich bleibt, ob eine allgemein verbindliche methodische Grundlage für <die Medienwissenschaft> möglich oder überhaupt wünschenswert ist.² Doch bevor man sich dieser

Frage widmet und sich einen Überblick über gebräuchliche oder randständige medienwissenschaftliche Verfahrensweisen verschafft, sollte man einen Schritt zurücktreten und einerseits das Feld wissenschaftspolitischer Akteure und Strömungen analysieren, in dem die Medienwissenschaft bestimmte Rollen spielt (oder spielen soll), andererseits gilt es, die fachinternen Dynamiken in den Blick zu nehmen, die für eine enorme affektive Aufladung des vermeintlich so neutralen Gegenstands <Methoden> gesorgt haben.

Die institutionell noch immer junge Medienwissenschaft hat Forderungen nach methodischer Festlegung lange und aus guten, weil für die Fachgeschichte konstitutiven Gründen widersprochen. Mittlerweile wird diese Haltung, wie wir im Folgenden erläutern wollen, zu einer immer drängenderen fachpolitischen Herausforderung. Die fachinterne Skepsis gegenüber methodischer Selbstbeschränkung ist einerseits mit von außen an das Fach herangetragenem Erwartungen an wissenschaftliche Strenge, methodische Validität und Genauigkeit konfrontiert. Andererseits machen die aktuellen sozialen und kulturellen Veränderungen durch Digitaltechnik und die Wandlung charakteristischer Gegenstände des Fachs eine Neubewertung und etwaige Neuausrichtung bisheriger medienwissenschaftlicher Verfahrensweisen nötig. Auch ist in manchen Bereichen eine <Digitalisierung>

der Methoden selbst zu beobachten, was in der deutschsprachigen Medienwissenschaft bislang vergleichsweise wenig diskutiert wurde.³ Diese Veränderungen berühren die Medienwissenschaft in besonderer Weise, weil ihre Genese vielgestaltig und ihre Geltungsansprüche weiterhin (und aus guten Gründen) breit sind, aber auch weil digitale Kulturen nicht bloß potenzielle Verfahrensweisen des Fachs betreffen, sondern selbst ihr Gegenstand sind. Um dem zu begegnen, wollen wir in Ansätzen den historischen wie epistemologischen Ort der Frage nach Methoden – als externer Anspruch wie als interne Ausdifferenzierung – aufzeigen, auf die Genese des Fachs beziehen und die wissenschaftspolitischen Kontexte zur Debatte stellen – eine Debatte, in welche die Medienwissenschaft derzeit ohnehin verwickelt ist, wie eine ganze Reihe von Tagungen und Veranstaltungen unter anderem von Arbeitsgruppen und Foren der Gesellschaft für Medienwissenschaft zeigt.

Wohl in kaum einer Geistes- oder Kulturwissenschaft herrschen derzeit methodologische Einheit und Einigkeit. Weil die Explikation von Methoden und deren fachöffentliche Legitimation jedoch wesentliche Kriterien der Wissenschaftlichkeit sind, werden sie bei der Begutachtung von Forschungsanträgen schnell zum Problem.⁴ Es gibt gute Gründe, der diskursiven Fixierung auf Methoden ebenso skeptisch gegenüberzustehen wie der Politik von Drittmittelgebern und einem etwaigen erkenntnistheoretischen Monismus das Feyerabend'sche Motto «Wider den Methodenzwang!» entgegenzuhalten. Insbesondere empirische Methoden stehen demnach für ein positivistisches, bürokratisches Wissenschaftsverständnis, das die Ergebnisse von Forschungsprojekten aufgrund der geforderten methodischen Anlage bereits von Beginn an festzuschreiben droht. Doch diese Skepsis gewinnt erst dann an Schärfe, wenn man die Frage nach Methoden (sowohl ihre Aushandlung als auch den Imperativ ihrer Darlegung und

Anwendung) annimmt, sie historisch situiert und wissenschaftspolitisch sowie epistemologisch kontextualisiert. Dann werden die Zwänge und Evidenzen offensichtlich, die, wie wir glauben, eine Methodendebatte in der Medienwissenschaft fruchtbar machen könnten – eine Debatte, zu der wir mit diesem Beitrag aufrufen möchten.

Methoden und Wissenschaft(-lichkeit)

Dem klassischen Verständnis gemäß ist die Frage nach Methoden systematischer Bestandteil der Entstehung und Ausdifferenzierung wissenschaftlicher Disziplinen. Wie Pierre Bourdieu unterstrichen hat, sind Methoden eine «Sammlung von technischen Rezepten und Verfahrensregeln, an die sich jeder halten muss, nicht um das Objekt zu erkennen, sondern um als Kenner des Objekts (an)erkannt zu werden».⁵ Die Herausbildung disziplinärer Traditionen geschieht zumeist über die Verhandlung der richtigen Methoden, nicht der Begriffe und Theorien. Wie Remigius Bunia in einer verwandten Debatte in den Literaturwissenschaften gezeigt hat, wird eine Disziplin nicht nur über ihren Gegenstand definiert, sondern auch über die Art, auf die sie nach dem Gegenstand fragt. «Anhand der Fragen, die eine Disziplin beantworten kann, lässt sich am ehesten begreifen, worüber die Disziplin Auskunft erteilen kann, wo sie ihre Methoden geschärft und ihre Theorien entwickelt hat.»⁶ Der Begriff Methode geht auf *μετά* (*metá*) und *ὁδός* (*hodós* für Weg) zurück. Seine Etymologie verweist auf das Aufzeigen eines Weges, den auch andere beschreiten können. Noch vor allen Schulstreitigkeiten kann man eine Methodendebatte deshalb als Auseinandersetzung über die einer Disziplin eigenen Wege zum Wissen begreifen – und auch darüber, welche Wege in der fraglichen Disziplin als nicht gangbar eingeschätzt werden.

In seinem *Discours de la méthode* von 1637 beschreibt René Descartes den Rationalismus bzw. das rationale Denken als Methode des Erkenntnisgewinns. Eine Methode ist für Descartes

eine Verfahrensweise, die prinzipiell jeder Mensch verstehen, anwenden und wiederholen kann. Die Verwendung nachvollziehbarer Methoden hängt für Descartes eng mit dem politischen Projekt der Aufklärung zusammen und steht im Herzen der Akademie, die diese allgemeine Verfügbarkeit von Erkenntnis durch den Unterricht wissenschaftlicher Methoden sichern soll. Methoden schaffen demnach Wiederholbarkeit und sind folglich nicht nur für den Weg zur Erkenntnis, sondern auch in der Lehre zentral.

Als besonders wirkmächtige Verfahren der Erkenntnisgewinnung haben sich spätestens seit Mitte des 20. Jahrhunderts auch in den Sozial- und Geisteswissenschaften empirische Methoden – und insbesondere *quantitative* empirische Methoden – erwiesen. In manchen Wissenschaften sind die Ausdrücke «Methode» und «Empirie» nahezu gleichbedeutend. Dies gilt selbstredend für alle Disziplinen, die sich eindeutig als Erfahrungswissenschaft definieren, berührt aber auch Grenzbereiche in den Geisteswissenschaften. Im englischen Sprachgebrauch tritt die Verbindung von Methode und Empirie deutlicher hervor: Dort wird im wissenschaftlichen Kontext zumeist von «der» *scientific method* gesprochen, nicht von Methoden im Plural. Gemeint ist damit ausschließlich empirisch gewonnene Erkenntnis aus kontrollierten Beobachtungen der Welt und aus Experimenten. Das Attribut *scientific* markiert, dass es sich hierbei eben um *sciences*, d. h. um «harte» Wissenschaften bzw. um das Erkenntnismodell der Naturwissenschaften, handelt, wie es auch in den Sozialwissenschaften oder *social sciences* zur Anwendung kommt – also gerade nicht um ein Bücher- bzw. «Buchstabenwissen», ein *étude des lettres* wie etwa in den Sprach- und Literaturwissenschaften, der Philosophie und der Theologie, von denen sich Descartes im ersten Teil seines *Discours* abwendet, um sich stattdessen dem «großen Buch der Welt» zu widmen. In

einer solchen Auffassung fallen Methode, Empirie und Wissenschaft in eins. Und deshalb ist der Ruf nach Methoden nicht selten auch ein Ruf nach Empirie, eine Aufforderung, die fragliche Disziplin auf das Erkenntnischema der Naturwissenschaften umzustellen.⁷

Noch aber ist die Spannweite zwischen Positionen der disziplinären Gegenstands- und Methodenspezifität und universalistischen Methodenmodellen, wie demjenigen des in den Naturwissenschaften geltenden Empirismus, groß. Zumindest in den Geisteswissenschaften hat sich die Partikularität des Vorgehens dem ideal-rationalistischen Bild von Methoden, wie es sich bei Descartes findet und in der *scientific method* der Naturwissenschaften kulminiert, vielfach entzogen. Hans Blumenberg hat in diesem Zusammenhang die Sonderstellung der Philosophie betont:

Alle Methodik will unreflektierte Wiederholbarkeit schaffen, ein wachsendes Fundament von Voraussetzungen, das zwar immer mit im Spiel ist, aber nicht immer aktualisiert werden muss. Aus dieser Antinomie zwischen Philosophie und Wissenschaft ist nicht herauszukommen: das Erkenntnisideal der Philosophie wersetzt sich der Methodisierung, die Wissenschaft als der unendliche Anspruch eines endlichen Wissens erzwingt sie.⁸

Mit Blick auf die Geisteswissenschaften insgesamt plädiert Bunia dafür, Methoden weniger als fächerübergreifende Verfahren zur Überprüfung von Forschungsergebnissen zu verstehen, sondern als das jeweilige disziplinäre Handwerk im breiteren Sinne. Dass Gegenstände der Medienwissenschaft auch von anderen Fächern bearbeitet werden, stellt in dieser Perspektive so lange kein Problem dar, wie die Medienwissenschaft ihre fachspezifische Art und Weise, Fragen zu stellen und nach Antworten darauf zu suchen, expliziert und darin von den anderen Disziplinen anerkannt wird.

Die Methodenwahl ist fraglos keine machtfreie Angelegenheit: Es führen in der Regel

mehrere Wege zum Ziel und die Wahl eines bestimmten Weges ist immer auch eine disziplinäre wie eine disziplinierende Entscheidung, die gerade im universalistischen Anspruch Partikularitäten überspringt.⁹ Entsprechend lohnt es sich, über den Zusammenhang der Entstehung europäischer Universitäten und wissenschaftlicher Methoden erneut nachzudenken. Während Descartes dem Ideal der Eindeutigkeit wissenschaftlicher Wahrheiten folgt, ist dieses Vertrauen in den Geisteswissenschaften spätestens seit Beginn des 20. Jahrhunderts verschwunden und vielfach von einer Kritik der mit dem genannten Empirismus einhergehenden Normativität ersetzt worden. Zumal für interpretierende Wissenschaften kann Wiederholbarkeit kein Kriterium sein, weil jede Interpretation situiert und vom eigenen Standpunkt abhängig ist. Doch wie steht es um die Nachvollziehbarkeit?

Die Funktion von Methoden besteht, generell gesprochen, in der Aufrechterhaltung der Spannung zwischen Vorhersagbarkeit und Offenheit sowie in der Herstellung interdisziplinärer Anschlussfähigkeit. <Transparente> Methoden versprechen Sicherheit und dienen der Selbstvergewisserung über das eigene Vorgehen. In diesem Sinne tragen sie zur disziplinären Kohärenz bei. Entsprechend hat Donna J. Haraway ein Begehren nach Methoden konstatiert, aber auch eine Furcht vor deren homogenisierender Wirkung: <The step from methods to metaphysics is an easy one.>¹⁰ Es scheint uns in der momentanen Lage unseres Faches wichtig, den historischen Ort des Begehrens nach Methoden wie der Skepsis ihnen gegenüber zu befragen und diese Spannung zwischen Universalismus und Partikularismus aufrechtzuerhalten. Die beiden Herausforderungen der Drittmittelpolitik und der Bedingungen digitaler Kulturen in den Blick zu nehmen, führt zwar von einer Methodendebatte im Sinne einer Inventarisierung gewünschter Verfahren weg, könnte sich aber als Schlüssel zum Verständnis der gegenwärtigen Herausforderungen erweisen.

Denn die durch Methoden versprochene wissenschaftliche <Sicherheit> ist selbst durchaus nicht immer gesichert (wie in der jüngeren Vergangenheit etwa die Replikationskrise in der Psychologie zeigt), wissenschaftspolitisch aber von struktureller Bedeutung.

Erste Herausforderung: institutioneller Explikationsdruck

Aus anderen Fächern, vor allem aber von Wissenschaftsorganisationen und den für sie tätigen Gutachter_innen wird seit geraumer Zeit ein Explikationsdruck auf die Medienwissenschaft ausgeübt. So sprechen ihr Vertreter_innen aus Disziplinen wie der Geschichtswissenschaft, der Germanistik, der Komparatistik oder der Soziologie genuine Methoden gelegentlich schlicht ab oder sehen ihre eigenen Methodenstandards durch medienwissenschaftliche Aneignungen verletzt. Die Medienwissenschaft ist hingegen durch eine Ausdifferenzierung und Auskopplung aus diesen und anderen Disziplinen entstanden. Sie zeichnete sich in ihrer Gründungsphase gerade auch dadurch aus, benachbarte Fächer mit der Frage nach den ihnen zugrundeliegenden Medien zu konfrontieren und sie so gleichsam auf ihre eigenen Voraussetzungen stoßen zu lassen.¹¹ Gleichmaßen hat die Abgrenzung von der eher quantitativ orientierten Publizistik bzw. Kommunikationswissenschaft für die Entstehung und das Selbstverständnis des Fachs eine große Rolle gespielt. Dies führte zu einer Abwehrhaltung gegenüber der empirischen Erforschung medialer Kontexte bei gleichzeitiger Hinterfragung der medialen Grundlagen und normativen Effekte eben solcher Methoden.¹²

Besonders stark wird der Explikationsdruck vonseiten der großen Drittmittelgeber wie der DFG und, vermittelt darüber, von Hochschulleitungen spürbar. Der gestellte Anspruch an Methodensicherheit hat selbst eine wissenschaftspolitische Komponente und impliziert einen bestimmten Stand der Institutionalisierung des

Fachs, um es in die Schemata der Forschungsförderungsinstrumente einzuordnen. Damit ist eine Normalisierung verbunden, in der Ansätze rasch marginalisiert werden, die dem von außen in das Fach hineinprojizierten Methodenkonsens nicht entsprechen.¹³ Methoden sind ein Mittel der Disziplinierung. Wer die Methodenfrage stellt, nimmt eine zweifache forschungsstrategische Verortung vor: Den Institutionen, Gutachter_innen und benachbarten Fächern signalisiert man die Normalisierung der Forschungstätigkeit und die eigene Förderungswürdigkeit; innerhalb des Fach signalisiert man Kohärenz und Konsistenz, was je nach Perspektive als Dominanz, Marginalisierung oder Fortentwicklung interpretiert werden kann.

Der eigentümliche Reiz von Forschungsanträgen von der Promotionsstelle bis zum Sonderforschungsbereich speist sich aber nicht zuletzt aus der Spannung zwischen der Vorhersehbarkeit und der Offenheit von Resultaten. Anträge sollen prospektiv in Aussicht stellen, was sich erst retrospektiv in vollem Umfang zu erkennen gibt. Beides wird gemeinhin durch Methoden bzw. deren Explikation zugunsten intersubjektiver Nachvollziehbarkeit reguliert. Ein wesentliches Problem gutachterlicher Tätigkeit besteht eben darin, dass sich wissenschaftliche Standards «nur sinnvoll auf Methoden, nicht aber auf Theorien und Resultate anwenden»¹⁴ lassen. Daher sind es gerade die Methodenteile bzw. Arbeitsprogramme von Forschungsanträgen, die hauptsächlich zur Beurteilung der Durchführbarkeit der Vorhaben herangezogen werden.

Dennoch, oder gerade deshalb, ist die spätestens in dieser Dekade beobachtbare gutachterliche Notlage anzuerkennen: Von fachexternen Kolleg_innen werden die epistemischen Grundlagen des Fachs häufig als vage oder gar unbekannt wahrgenommen, weshalb in Anträgen der Materialkorpus und die Methoden besonderer Prüfung unterzogen werden. Mit der etwa zur Jahrtausendwende einsetzenden Umstellung

von Grund- auf Drittmittelfinanzierung und der seither eskalierenden «Verwertbwerblichung» der Wissenschaft ist auch die Medienwissenschaft mit einem zunehmend komplexeren Institutionengefüge konfrontiert. Dies zeitigt mindestens drei Dynamiken, die für ein sich aus (ehemals) wissenschaftsdissidenten und emanzipatorischen Positionen speisendes Fach problematisch sind: erstens eine Verdolmetschung eben jener dissidenten Epistemologien in institutionell akzeptable Formate, zweitens eine permanente und in die Forschungs- und Reflexionspraktiken einsickernde Antizipation institutioneller Erwartungen und drittens, aufseiten eben dieser Institutionsgefüge, die Verfertigung einer raschen und für das Begutachtungsgeschäft viablen Kommunikation.

Wissenschaftskommunikation vollzieht sich jedoch als Kritikkommunikation, als das Infragestellen von Annahmen und Schlussfolgerungen. Dabei werden Methoden leicht zum kleinsten gemeinsamen Nenner, versprechen sie doch transdisziplinäre Kritikfähigkeit. Das Resultat entspricht dabei oft dem, was Peter Galison Wissenschaftspidgin¹⁵ genannt hat: eine provisorische Sprache, die von der Komplexität der Gegenstände zugunsten vermeintlicher Objektivität abstrahiert – mit dem Unterschied, dass es hier nicht um die Etablierung von Praktiken zur Beforschung eines gemeinsamen epistemischen Objekts, sondern um die Verhandlung von finanziellen Mitteln für die institutionelle Selbstbehauptung geht.

Entsprechend herrschen im Wissenschaftsbetrieb enormer Originalitätsdruck und Innovationszwang, was mitunter zur Flucht in eine gewisse «Protestmethodik» führt. Gerade das Unterlaufen von Methoden gilt dann als originell und birgt im günstigen Fall Chancen des «Trickstertums», der Ironisierung und der Ästhetisierung. In dieser Konstellation mag es zudem plausibel scheinen, die kulturtechnischen Grundlagen des wissenschaftlichen Arbeitens – also das Recherchieren, Lesen, Schreiben und Denken – als

Methoden auszuweisen und die Frage danach ganz kategorisch zu beantworten: Medienwissenschaft sei immer schon methodisch reflektiert, weil sie in der für sie typischen Beobachtungshaltung zweiter Ordnung die medialen Bedingungen der Wissensproduktion selbst in den Blick nimmt. Die genannten Grundlagen wie auch die Methoden im engeren Sinne sind derzeit jedoch von der zunehmenden Digitalisierung der Technik und damit einhergehenden diskursiven Verschiebungen betroffen.

Zweite Herausforderung: <Digitalisierung>, digitale Methoden und Digital Humanities

Die Medienwissenschaft sieht sich aktuell nicht nur einer rasch fortschreitenden Digitalisierung ihrer Quellen, Gegenstände und Formate gegenüber, sondern auch einer grundsätzlichen Neubestimmung von Verfahrensweisen im Bereich digitaler Medien.¹⁶ Mit der anstehenden drittmittelalimientierten Auseinandersetzung über Forschungsdaten sowie deren mediale Transformationen wird das hergebrachte Methodenverständnis auf vielen Gebieten herausgefordert. Digitale Kulturen können etablierte Forschungsprozesse grundlegend verändern und werfen damit unweigerlich auch methodische Fragen auf, indem sie das Verhältnis von Forschungsinstrument und Forschungsgegenstand neu gestalten. Die Digital Humanities, die sich im Sinne einer Antwort auf diese Veränderungen nicht nur als Bündel neuartiger computergestützter Methoden, sondern als umfassende Reorientierung des geisteswissenschaftlichen Forschungsfeldes verstehen, machen – bei aller berechtigten Kritik an einem gelegentlich beobachtbaren medienvergessenen Positivismus – die anstehenden Herausforderungen deutlich.¹⁷ Das Wissen über digitale Kulturen wird in vielen Fällen mit Mitteln und Methoden generiert, welche solche Kulturen selbst zur Verfügung stellen. Diese Doppelung von Methode und Gegenstand ist medienwissenschaftlich zu bedenken. Richard Rogers hat

entsprechend gefordert, das Internet nicht nur als Gegenstand zu erforschen, sondern *mit* dem Internet den durch es veränderten Gegenstand <Kultur> auf eine neuartige Weise zu analysieren, «die dem Medium folgt, die dessen Dynamiken erfasst und fundierte Aussagen über den kulturellen und gesellschaftlichen Wandel trifft».¹⁸ Nach Rogers bewirkt die *online groundedness* digitaler Methoden eine diskursive Verschiebung weg von ontologischen Fragen der Medienspezifität hin zur epistemologischen Auseinandersetzung mit Verfahren der automatisierten und quantitativen Datenerhebung bzw. -auswertung.

Ohne dabei den Ausdruck «digitale Methoden» zu verwenden, hat Chris Anderson in einem vielgelesenen Artikel bereits 2008 behauptet, digitale Datenverarbeitung bedeute das «Ende von Theorie», weil mit Big Data bedeutsame Korrelationen und Muster allein aus dem massiven Zuwachs an Daten und deren statistischer Analyse hervorgingen, ohne dass dafür noch oder zuerst Theoriebildung nötig sei, um forschungsleitende Hypothesen zu formulieren.¹⁹ An die Stelle von Hypothesenbildung und Überprüfung trete rein quantitatives *data mining*. Modelle und Theorien, mit denen sich Wissen ordnen lasse, seien nicht mehr nötig.

Dieses Dogma der Quantifizierbarkeit hat Alexander Galloway als Ausdruck eines neoliberalen, positivistischen Wissenschaftsverständnisses gedeutet, das Wissenschaft primär von den Methoden her definiert und dabei deren Effizienz für Problemlösungen betont.²⁰ Fragwürdig ist dies Galloway zufolge schon deshalb, weil die ökonomische Wertschöpfung in digitalen Kulturen auf nichts anderem beruht als der Anwendung quantitativer Methoden der Datensammlung und -analyse. Im Unterschied zur akademischen Wissenschaft verfügen die *Big Five* Amazon, Apple, Facebook, Google und Microsoft jedoch über die Ressourcen, diese Methoden voll auszuschöpfen (und haben, wie im Fall von Microsoft, folgerichtig ihre eigenen

sozialwissenschaftlichen Forschungseinrichtungen geschaffen²¹). Wenn also in den Digital Humanities und im Datenkapitalismus Spielarten der quantitativen Ausübung von Wissenschaft selbst mit kapitalistischer Wertschöpfung identisch sind, dann entpuppt sich Wissensarbeit als immer schon wertschöpfungsbezogen. Die Frage nach den Methoden erhält so eine selten bedachte politische und ökonomische Dimension: «Is it appropriate to deploy positivistic techniques against those self-same positivistic techniques?»²² Die von den Digital Humanities beförderte Methodendebatte sei im Kern keine Auseinandersetzung um unterschiedliche Methoden, sondern eine Entscheidung über die kybernetische Wissensordnung digitaler Technologien – und, so könnte man ergänzen, auch über die Gestalt der Universität.

Wenn, wie Galloway darlegt, die Datenpraktiken digitaler Ökonomien selbst mit der verwendeten methodischen Auswertung von Daten übereinstimmen,²³ dann stellt sich die Frage nach Methoden noch einmal neu als Frage nach Macht- und Wissensinstrumenten – was, so unsere Hoffnung, zu einer kritischen Verlagerung der Methodendebatte führen könnte. Galloways Ausführungen legen nahe, nicht nur nach dem Unterschied zwischen den *Big Five* und den Digital Humanities zu fragen, sondern auszuleuchten, inwieweit letztere auch an einer Neuaushandlung der Arbeitsteilung in der Verwaltung und Verarbeitung von kulturellem Wissen zwischen Universitäten und privaten Unternehmen teilhaben.²⁴ Festzuhalten ist wenigstens, dass der internationalen Tendenz zur Ab- und Entwertung der Geisteswissenschaften eine gewaltige ökonomische Auf- und Verwertung seitens der Plattformanbieter gegenübersteht, für welche kulturelle Güter bzw. Daten und deren maschinelle Verarbeitung zentraler Bestandteil des Geschäftsmodells sind. Die Wechselwirkungen zwischen diesen Dynamiken, die Gemeinsamkeiten und Unterschiede in den methodischen

Zugriffsweisen, aber auch die Perspektive auf die wirtschaftlichen und politischen Motive der Akteur_innen, ihren rechtlichen Status sowie ihre historischen Verortungen und Existenzbedingungen müssten Teil einer kritischen Methodendebatte sein. Dabei wird die Medienwissenschaft mit dem epistemischen Dilemma einer technikbezogenen und -affinen Erforschung der Kultur bei gleichzeitiger Skepsis gegenüber digitalen Methoden und technischer Automatisierung von Analyse- und Interpretationsverfahren konfrontiert werden, das durch die genannten politischen und ökonomischen Kontexte der technischen Entwicklungen noch verschärft wird.

Methoden und Medien(-wissenschaft)

Zur weiteren Erläuterung der Schwierigkeit, den Ansprüchen an eine Bestimmung von «Methoden der Medienwissenschaft» nachzukommen, mag es helfen, sich noch einmal die fachgeschichtlichen und intellektuellen Sensibilitäten und Intuitionen des Faches zu vergegenwärtigen. Den Impuls, in den Geistes- und Kulturwissenschaften bis dahin unsichtbar gebliebene formative Dynamiken von Kultur in eine analytische Sichtbarkeit und Reflektierbarkeit zu überführen, gaben nicht etwa methodische Erwägungen oder Herausforderungen, sondern vor allem theoriebezogene Frage- und Problemstellungen. Der Begriff, auf den man sich dafür im deutschsprachigen Raum in den 1980er Jahren einigte, war derjenige der Medien.²⁵ Gemeint war damit über alle disziplinären Differenzen hinweg etwas im Wahrnehmen, im Wissen und im Sagen Dazwischenliegendes oder -kommendes, etwas Vermittelndes, das am Vermittelten mitarbeitet. Zugleich wurde dieses Vermittelnde als ein materielles und, im weiteren Sinne, technisches Dazwischen ausgewiesen, womit ein theoretischer wie ein historischer Fokus für die Forschung gesetzt war. Der ursprüngliche kritische Impuls der Medienwissenschaft bezog sich je nach politischer und theoretischer Ausrichtung entweder auf das

intellektuelle Verfügbarmachen des Vermittelnden oder auf das, wahlweise lustvoll besetzte oder fatalistisch gedachte, Ausgeliefertsein daran bzw. dessen ebenso subtile wie triumphale Arkanisierung. Medienwissenschaftliche Kritik war und ist Kritik der Moderne, deren Legitimität sich an der Blindheit gegenüber der Wirkmächtigkeit von Medien als differenzkassierenden Strukturen bricht. Den fachlichen Grundsatz der deutschsprachigen Medienwissenschaft bildet weiterhin die Einsicht (oder die Überzeugung), dass Medien nicht bloß als neutrale Vermittler im kulturellen Geschehen fungieren und Vermittlung nicht unmittelbar sein kann. Damit aber werden auch Methoden – als das in Wahrnehmungs- und Erkenntnisprozessen Vermittelnde – selbst thematisiert. Sie gehen nicht so sehr als Werkzeuge in die medienwissenschaftliche Forschung ein, sondern können strukturell als deren Gegenstand fokussiert werden.

Allgemeiner formuliert markiert Unmittelbarkeitskritik einen wichtigen Ausgangspunkt von Medienwissenschaft. Der Bezug auf poststrukturalistische und dekonstruktivistische Theorietraditionen, der das Fach vor allem zu Beginn stark prägte, findet darin seine Erklärung und Begründung. Medienwissenschaft erweist sich so als ein Projekt, Operationen der kulturellen Setzung und Behauptung von Unmittelbarkeit selbst als Vermittlungsoperationen aufzuweisen und historisch wie ästhetisch zu perspektivieren.²⁶ Den heute stärker mit Fragen ökonomischer und sozialer Vermittlungen befassten Untersuchungen könnte die einst historisch und ästhetisch fokussierte Unmittelbarkeitskepsis analytische Kräfte bieten, welche sich nicht gleich in eine Arbeit an Einrichtungen «richtiger» Vermittlung übersetzen lassen. So besteht aus unserer Sicht ein wesentliches Problem der aktuellen Debatten in einem rein instrumentellen Verständnis von Methoden als der vermeintlichen Möglichkeit eines unverstellten – eben unmittelbaren – Zugangs zur Wirklichkeit

bei gleichzeitiger Verengung des Methodenbegriffs auf empirische Verfahrensweisen.

Folglich liegt der theoretische Einsatz der Medienwissenschaft nicht zuletzt darin, Methodenfragen als Fragen nach den Medien der Methode stellen zu können: als Fragen nach den technischen Bedingungen und epistemologischen Vorannahmen, die je einzelnen Methoden zugrunde liegen. Entsprechend sind Werkzeuge, Verfahren und Praktiken als interdisziplinär verbindliche und verbindende Methoden zu begreifen.²⁷ Medienwissenschaftliche Ansätze berühren potenziell immer auch das Selbstverständnis anderer Fächer, wie die polemischen Debatten der Anfangstage des Fachs zeigen. So sind die Bedeutung des Videorekorders für die Filmwissenschaft oder des Zettelkastens für die Systemtheorie ebenso untersucht worden wie in der ZfM-Rubrik «Werkzeuge» die Medien medienwissenschaftlichen Forschens.²⁸ Die medienwissenschaftliche Perspektivierung von Methoden hat innerhalb der Geisteswissenschaft zu neuen Forschungsfragen geführt, weil die disziplinäre Reflexion auf die eigenen Methoden für jedes Fach zugleich eine Revision der Medien ihrer Methoden bedeutet. So gehörte, um nur ein Beispiel zu nennen, die Papyrologie zu den Vorreitern der Digitalisierung von Quellen. Die Medienwissenschaft hat das Verdienst, im Zeichen poststrukturalistischer Programme zur Problematisierung der Methodik in der geistes- und kulturwissenschaftlichen Forschungslandschaft beigetragen zu haben. Im Zuge ihrer institutionellen Normalisierung kann sie dieses Innovationspotenzial jedoch nicht mehr mit voller Wirkung entfalten. Die Frage nach dem epistemischen Mehrwert digitaler Methoden sucht noch nach medienwissenschaftlichen Antworten.

Um kurz die disziplinären Schnittstellen anzusprechen: In der Geschichtswissenschaft beispielsweise wurden parallel zum Aufkommen der Medienwissenschaft seit den 1980er Jahren rege Methodendebatten geführt. Dabei hat die

Medienwissenschaft mit Verfahren wie der Genealogie, der historischen Diskursanalyse und der (Medien-)Archäologie Partei für eher randständige geschichtliche Theorie- und Methodenangebote ergriffen und sich an den entsprechenden Diskussionen innerhalb der Geschichtswissenschaft kaum beteiligt. Vergleichbares gilt für die Debatten in der Germanistik über poststrukturalistische Ansätze der Textarbeit. Eng mit der Medienwissenschaft verwandt und in inspirierenden Resonanzverhältnissen zu ihr stehend sowie fallweise konkrete Forschungs- und Projektzusammenhänge bildend, waren und sind die Cultural Studies. Mit ihnen teilt die Medienwissenschaft nicht nur den weiteren Gegenstandsbereich, sondern auch einschlägige Verfahren der Machtkritik und der Diskurs- sowie Medienanalyse. Von besonderer Bedeutung war und ist kritische Methodologie bzw. Methodenkritik für die Herausbildung und das fachliche Selbstverständnis der Gender Studies und der Postcolonial Studies.²⁹ Was die jüngere fachliche Entwicklung der Medienwissenschaft angeht, so sind vor allem aus den englischsprachigen Science and Technology Studies sowie aus der Actor-Network-Theory importierte Konzepte und Methoden zu nennen, die Kompatibilität mit medienwissenschaftlichen Theoremen versprechen, dabei mitunter jedoch ganz andere Ziele verfolgen. Diese Diskussionen und Positionen sind in der institutionalisierten deutschsprachigen Medienwissenschaft erst vergleichsweise spät rezipiert worden und könnten für eine Debatte über Methoden und ihre Kritik wichtige Anknüpfungspunkte bieten.

Es sei an dieser Stelle daran erinnert, dass das <harte> Programm der Medienwissenschaft als der Versuch begriffen werden kann, die Dichotomie der <zwei Kulturen> zwischen Humanities und sciences zu überwinden und einen dritten Weg aufzuzeigen, nämlich Kultur als Produkt medientechnischer Vermittlungen zu lesen, die sich durch medienhistorische Genealogien rekonstruieren lassen. Dieses Vorhaben war,

wie oben angemerkt, theoretisch und durchaus moderneskeptisch grundiert. Man mag es für analytisch gescheitert, für inhaltlich überzogen oder auch schlicht für albern halten – das Wissen darum ist für die Klärung der Frage, welche Position Medienwissenschaftler_innen in den Methodendebatten einnehmen könnten, weiterhin von Bedeutung. Das gilt heute umso mehr, da mit den Digital Humanities und den Computational Social Sciences technisch elaborierte, politisch forcierte und teils exzellent alimentierte methodische Formationen auftreten, die beanspruchen, die mangelnde Wissenschaftlichkeit in den Geistes- und Sozialwissenschaften zu beheben.³⁰

Demgegenüber müsste daran erinnert und mit starken Argumenten und Beispielen aus der Forschung gezeigt werden, welche die Spezifika des geistes- und kulturwissenschaftlichen Fragens sind und wo und wie die oben genannten Verfahrensweisen an ihre Grenzen stoßen oder gar selbst Artefakte medientechnischer und sozialer Dynamiken darstellen. Entsprechend könnten nicht nur die Methoden der Medienwissenschaft, sondern die Medien der Methoden in den Mittelpunkt rücken. Auch die Medien der Begutachtung, Evaluation und Akkreditierung harren einer medienwissenschaftlichen Untersuchung. Die *differentia specifica* medienwissenschaftlicher Forschung würde dabei gerade im Nachweis der entsprechenden Vermittlungen, d. h. in der analytisch vollzogenen Unmittelbarkeitskepsis und dem Nachweis unreflektierter Machtverhältnisse, liegen. Dabei kann sie sich, wo es opportun ist, etwa auch ethnomethodologischer und qualitativer Methoden bedienen, genauso wie sie gegebenenfalls digitale Methoden zum Einsatz bringen mag. Medienwissenschaft würde so einen strategischen Spagat zwischen Technikkritik und Technikaffinität wagen, statt eine systematische Reserviertheit gegenüber der Anwendung digitaler Datenverarbeitung zu pflegen. Der wachsende Konkurrenz- und Explikationsdruck und die im internationalen Zusammenhang weniger stark

ausgeprägte Trennung zwischen geistes- und kulturwissenschaftlicher Medienforschung einerseits und sozialwissenschaftlichen Ansätzen andererseits lassen es zumindest ratsam erscheinen, die bestehenden Theoriereferenzen auf ihre Eignung für solche Fragestellungen hin zu prüfen.

Der Reflex voreiliger Antworten auf die Methodenfrage sollte vermieden und stattdessen eine Analyse der internen wie externen Ansprüche an unser Fach vorgenommen werden. So ließe sich verhindern, in einer für junge Disziplinen nicht untypischen Selbstverortungsdebatte zu verharren. Dagegen könnte ein Verständnis dafür entwickelt werden, warum *in diesem historischen Moment auf diese Weise* nach Methoden gefragt wird – und von wem. Vor ähnlichen Herausforderungen stehend haben für die Geschichtswissenschaft Monika Dommann und David Gugerli dafür plädiert, anstatt sich den vermeintlichen Erfordernissen eines «methodisch homogene[n] Forschungsdesign[s]» anzupassen, die «Methodenfrage als Gegenstand epistemologischer Erörterungen zu reaktivieren».³¹ In diesem Sinne wollen wir also keineswegs für einen Methodenpluralismus oder, umgekehrt, nur für bestimmte Methoden plädieren, wollen keine Ratschläge erteilen, in welche Richtung die Medienwissenschaft sich methodisch zu orientieren habe und keine Methoden inventarisieren. Es geht uns vielmehr darum, die Debatte anders – d. h. historisch, epistemologisch und wissenschaftspolitisch informiert – zu führen, als dies bislang geschieht, die gegenwärtigen wissenschaftspolitischen Herausforderungen des Fachs ernst zu nehmen und davor zu warnen, sich diesen diskursiv zu entziehen.

Um den «Legitimationsstress»³² in der Medienwissenschaft zu kanalisieren, sollten der historische Ort der gegenwärtigen Methodenfrage im Kontext der fachlichen Institutionalisierung bestimmt sowie die Bedeutung der technologisch-methodologischen Entwicklung für diese Frage thematisiert werden. Dieser

Text liefert nicht mehr als einige Ansatzpunkte zur weiteren Diskussion. Das Ziel sollte dabei weniger eine Abgrenzung oder «Disziplinierung» des Faches sein, wozu Methodendebatten nicht selten dienen, als vielmehr die Lockerung der diskursiven Grenzen, wie sie für ein so offen angelegtes Fach wie die Medienwissenschaft und angesichts der gegenwärtigen Herausforderung durch digitale Methoden nötig scheinen. Eine entsprechende Methodenkritik könnte in der Offenlegung von Vorentscheidungen liegen, um die Kontingenz der Gegenstände wie der Verfahrensweisen zu betonen. Entsprechend geht es nicht um eine Stetigkeit, Geschlossenheit oder Kohärenz von Methoden, sondern um die stete Auseinandersetzung mit ihrer Dringlichkeit – ob von innen oder von außen an uns herangetragen.

1 Die ersten der hier vorgestellten Überlegungen sind im Rahmen der Lüneburger Summer School on Digital Cultures «Challenging Methods» entstanden, die im September 2014 an der Leuphana Universität Lüneburg stattfand. Wir danken alle Beteiligten für die Zusammenarbeit.

2 Zum Überblick vgl. Vinzenz Hediger, Markus Stauff: Empirie. Einleitung in den Schwerpunkt, in: Zeitschrift für Medienwissenschaft, Nr. 5, 2011, 10–14; Celia Lury, Nina Wakeford (Hg.): *Inventive Methods: The Happening of the Social*, London, New York 2012.

3 Prominent sind die Arbeiten der sozialwissenschaftlich ausgerichteten *digital methods*, die freilich von «genuin» digitalen (nicht von digitalisierten) Methoden sprechen, etwa Carolin Gerlitz, Bernhard Rieder: Tweets Are Not Created Equal: Investigating Twitter's Client Ecosystem, in: *International Journal of Communication*, Vol. 12, 2018, 528–547, <https://ijoc.org/index.php/ijoc/article/view/5974/2252>, gesehen am 15.2.2018.

4 Es ist also kein Wunder, dass Methoden 2015 zum Thema eines von der DFG ausgerichte-

ten medienwissenschaftlichen Symposiums wurden. Dabei wurde in Begleitung fachexterner Respondent_innen über die methodischen Grundlagen der Disziplin diskutiert – kontrovers, aber ohne Konsens. Vgl. Rembert Hüser: Methoden der Medienwissenschaft (vorher), dort datiert 11.3.2015, www.zfmedienwissenschaft.de/online/methoden-der-medienwissenschaft-0; Vinzenz Hediger: Methoden der Medienwissenschaft (nachher), dort datiert 30.4.2015, www.zfmedienwissenschaft.de/online/methoden-der-medienwissenschaft-nachher, beides gesehen am 21.11.2018. Die methodische Herausforderung der Digitalisierung ist auch Gegenstand der ebenfalls von der DFG geförderten Symposiensreihe «Digitalität in den Geisteswissenschaften», die von Martin Huber, Sybille Krämer und Claus Pias organisiert wird. Vgl. *Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften*, Sonderband 3: Wie Digitalität die Geisteswissenschaften verändert: Neue Forschungsergebnisse und Methoden, hg. v. dies., dort datiert 27.6.2018, www.zfdg.de/sonderband/3, gesehen am 13.1.2019.

5 Pierre Bourdieu, Loïc J. D. Wacquant: *Reflexive Anthropologie*, Frankfurt/M. 2006, 213.

6 Remigius Bunia: Das Handwerk in der Theoriebildung. Zu Hermeneutik und Philologie, in: *Journal of Literary Theory*, Vol. 5, Nr. 2, 2011, 149–162, hier 152.

7 Die Filmwissenschaft hat angesichts ihres klarer umrissenen Gegenstands traditionell einen Methodenkörper, der auch digitale Methoden inkomporiert, vgl. Patrick Vonderau: *Quantitative Werkzeuge*, in: Malte Hagener, Volker Pantenburg (Hg.): *Handbuch Filmanalyse*, Wiesbaden 2019 (im Erscheinen), online unter doi.org/10.1007/978-3-658-13352-8_28-1, gesehen am 15.2.2019, sowie Jan-Hendrik Bakels, Hermann Kappelhoff: *Das Zuschauergefühl. Möglichkeiten qualitativer Medienanalyse*, in: *Zeitschrift für Medienwissenschaft*, Nr. 5, 2011, 78–96.

8 Hans Blumenberg: *Lebenswelt und Technisierung unter Aspekten der Phänomenologie*, in: ders.: *Wirklichkeiten in denen wir leben*, Stuttgart 1981, 7–54, hier 47.

9 Vgl. George Steinmetz: *The Politics of Method in the Human Sciences: Positivism and its Epistemological Others*, Durham 2005.

10 Donna J. Haraway: *Crystals, Fabrics, and Fields: Metaphors of Organicism in Twentieth-Century Developmental Biology*, New Haven 1976, 22.

11 Dies wird von anderen Fächern auch explizit anerkannt, vgl. Jan-Friedrich Mitzelder: *Endlich Klartext. Medientheorie und Geschichte*, in: Jens Hacke, Matthias Pohlig (Hg.): *Theorie in der Geschichtswissenschaft. Einblicke in die Praxis des historischen Forschens*, Frankfurt/M. 2008, 181–198.

12 Vgl. für eine medienwissenschaftlich informierte Methodenkritik der Sozialwissenschaften Sebastian Ziegau: *Die Abhängigkeit der Sozialwissenschaften von ihren Medien. Grundlagen einer kommunikativen Sozialforschung*, Bielefeld 2009.

13 Wie die Geschichte der Psychologie zeigt, können alternative – in diesem Fall: geisteswissenschaftliche – Zugänge und Methoden mitunter ganz aus einem Fach verschwinden.

Unter dem Druck zunächst des auf strenge Empirie abstellenden Behaviorismus, dann der Kognitionsforschung und zuletzt der Neurowissenschaften gelten in der akademischen Psychologie mittlerweile nahezu uneingeschränkt naturwissenschaftliche Epistemologie und Methodologie.

14 Bunia: *Das Handwerk in der Theoriebildung*, 150.

15 Peter Galison: *Image and Logic. A Material Culture of Microphysics*, Chicago 1997, 151 f.

16 Vgl. dazu Monika Büscher, John Urry, Katian Witchger (Hg.): *Mobile Methods*, London 2011; Richard Rogers: *Digital Methods*, Cambridge 2013; Konrad Scherfer, Helmut Volpers (Hg.): *Methoden der Webwissenschaft*, Berlin, Münster 2013; Anja Kanngieser: *What is a Research Platform? Mapping Methods, Mobilities and Subjectivities*, in: *Media, Culture & Society*, Vol. 36, Nr. 3, 2014, 301–318.

17 Zu einer kritischen Übersicht über entstehende Methodenfragen vgl. Cameron Bleivins: *The Perpetual Sunrise of Methodology*, dort datiert 5.1.2015, www.cameronbleivins.org/posts/perpetual-sunrise-methodology/, gesehen am 21.11.2018.

18 Richard Rogers: *Das Ende des Virtuellen. Digitale Methoden*, in: *Zeitschrift für Medienwissenschaft*, Nr. 5, 2011, 61–77, hier 64.

19 Vgl. Chris Anderson: *The End of Theory: The Data Deluge Makes the Scientific Method Obsolete*, in: *Wired*, dort datiert 26.3.2008, www.wired.com/2008/06/jb-theory/, gesehen am 21.11.2018. Zu einer kritischen Aufarbeitung dieser Debatte vgl. Ted Underwood: *Theorizing Research Practices We Forgot to Theorize Twenty Years Ago*, in: *Representations*, Vol. 127, Nr. 1, 2014, 64–72.

20 Siehe Alexander R. Galloway: *The Cybernetic Hypothesis*, in: *Differences: A Journal of Feminist Cultural Studies*, Vol. 25, Nr. 1, 2014, 107–131. Die Diskussion um die Äquivalenz positivistischer Methoden und kapitalistischer Konsumerabilität hat historische Vorläufer: Theodor W. Adorno, Hans Albert, Ralf Dahrendorf u. a.: *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*, Neuwied, Berlin 1969.

21 Das Social Media Collective von Microsoft Research New England versammelt u. a. danach boyd, Kate Crawford und Tarleton Gillespie.

22 Galloway: *The Cybernetic Hypothesis*, 110.

23 Zu diesem Argument vgl. auch Mike Savage, Roger Burrows: *The Coming Crisis of Empirical Sociology*, in: *Sociology: A Journal of the British Sociological Association*, Vol. 41, Nr. 5, 2007, 885–899.

24 Vgl. dazu auch Lev Manovich: *Media Analytics & Gegenwartskultur*, in: Christoph Engemann, Andreas Sudmann (Hg.): *Machine Learning – Medien, Infrastrukturen und Technologien der Künstlichen Intelligenz*, Bielefeld 2018, 271–291.

25 Vgl. zum Überblick Rainer Leschke: *Medienwissenschaften und ihre Geschichte*, in: Jens Schröter (Hg.): *Handbuch Medienwissenschaft*, Stuttgart 2014, 21–30; Claus Pias (Hg.): *Was waren Medien?*, Berlin 2011, sowie Ulrike Bergermann: *Leere Fächer. Gründungsdiskurse in Kybernetik und Medienwissenschaft*, Münster 2015.

26 Vgl. Florian Sprenger: *Medien des Immediaten. Elektrizität, Telegraphie, McLuhan*, Berlin 2012.

27 Siehe mit zahlreichen Beispielen etwa zum Zeichnen, zum Graben, zum Sezieren, zum Skalieren oder zum Generalisieren Celia Lury, Rachel Fensham, Alexandra Heller-Nicholas u. a. (Hg.): *Routledge Handbook of Interdisciplinary Research Methods*, New York 2018.

28 Vgl. Siegfried Zielinski: *Zur Geschichte des Videorecorders*, Berlin 1986; Markus Krajewski: *Zettelwirtschaft. Die Geburt der Kartei aus dem Geiste der Bibliothek*, Berlin 2002.

29 Siehe Gisela Felber: *Postkoloniale Literaturwissenschaft. Methodenpluralismus zwischen Rewriting, Writing back und hybridisierenden und kontrapunktischen Lektüren*, in: Julia Reuter, Alexandra Karentzos (Hg.): *Schlüsselwerke der Postcolonial Studies*, Wiesbaden 2012, 229–247; Wenda K. Bauchspies: *Methods, Postcolonial*, in: George Ritzer (Hg.): *The Blackwell Encyclopedia of Sociology*, Malden 2007, [doi:10.1002/9781405165181.wbeas002](https://doi.org/10.1002/9781405165181.wbeas002).

30 In der deutschen Soziologie hat diese Auseinandersetzung zu einer faktischen Spaltung in zwei Fachgesellschaften geführt. Eine Reihe führender Methodenlehrstuhlinhaber_innen gründete 2018 als Abspaltung von der Deutschen Gesellschaft für Soziologie die Akademie für Soziologie, die unter Verweis auf die neue Datengrundlage digitaler Gesellschaften und die Computational Social Sciences neue und weiterreichende Paradigmen soziologischer Forschung und Politikberatung beanspruchte, während der Rest der Soziologie mitunter schlicht als unwissenschaftlich deklariert wurde. Siehe dazu u. a. akademie-soziologie.de, gesehen am 21.11.2018.

31 Monika Dommann, David Gugerli: *Geschichtswissenschaft in Begutachtung. Acht Kommentare zur historischen Methode der Gegenwart*, in: *Traverse*, Bd. 18, Nr. 2, 2011, 154–164, hier: 163.

32 Hediger u. a.: *Empirie*, 10.